

San Francisco: Uraufführung der Oper „The Bonesetter’s Daughter“ von Steward Wallace und Amy Tan

Ein märchenhafter Knochenkampf

Von Stephan Burianek

■ Die Opernwelt ist um ein Juwel reicher. Verantwortlich dafür ist vor allem ein Texaner namens Steward Wallace, der im Auftrag der San Francisco Opera eine packende Partitur schrieb. Gemeinsam mit der Librettistin Amy Tan, der im Großraum San Francisco ansässigen und hochverehrten Autorin, erarbeitete er „The Bonesetter’s Daughter“ („Die Tochter des Knochensetzers“) in einem aufwendigen Schaffensprozess – jahrelang und schrittweise. Diese Zusammenarbeit, die mehrere Reisen nach China beinhaltete und über die sogar kürzlich ein Buch herausgegeben wurde, ist stets spürbar.

Grundlage für die Opernhandlung war Tans gleichnamige Novelle, die sich um die Identitätssuche von Ruth, einer jungen Amerikanerin chinesischer Abstammung, dreht. Ruth – es ist nicht unüblich, dass Einwanderer ihren Kindern in den USA westliche Namen geben – wird nach einem Herzinfarkt ihrer Mutter von einem Geist in das China um das Jahr 1930 geführt und erlebt dort einen wichtigen Teil ihrer Familiengeschichte aus der Sicht ihrer Mutter. Ein wundersamer Dra-

chenknochen, der langes Leben verleihen soll, wird – ähnlich anderer Requisiten in der Operngeschichte – zur Quelle menschlicher Verfehlungen.

Wallace setzte sich mit chinesischen Klängen merklich intensiv auseinander und lässt diese nicht nur in die Noten, sondern auch in die Wahl der Musikinstrumente einfließen, die er teilweise der Pekingoper entlehnt.

Leuchtende Kostüme

Dennoch handelt es sich nicht um chinesische Musik, sondern vielmehr um westliche Musik mit chinesischen Tonzitaten. Wallaces vielschichtige und reichhaltige Klangebenen vereinen sich zu großartigen Stimmungsbildern. Während die erste Hälfte von zahlreichen musikalischen Überraschungseffekten geprägt ist, gleitet der zweite Teil der Oper in mehr oder weniger konstante Melancholie.

Auch die Bühnenarbeit unter der Regie von Chen Shi-Zheng beeindruckt: Das schlichte Bühnenbild (Walt Spangler) wird durch Projektionen (Leigh Haas), die mitunter konkret und subtil zugleich werden können, bereichert. Zudem verdienen die prächtig leuchtenden Kostüme von Han

Feng eine Erwähnung. Chinesische Artisten runden ein Spektakel ab, das stets im Einklang mit Musik und Handlung steht.

Vielleicht mag es sinnlos sein, sich darüber zu äußern: Auch in dieser Produktion stellen sich keine Sänger von Weltformat der Herausforderung einer neuen Oper. Dennoch bilden Zheng Cao (Ruth/junge LuLing), Ning Liang (LuLing) und Qian Yi (Geist) ein fesselndes Generationendreieck.

Man könnte letzten Endes dramaturgische Punkte kritisieren, wie zum Beispiel räumliche und zeitliche Lücken in der Rahmenhandlung, oder dass man nicht erfährt, was in einer Zeitspanne von zehn Jahren zwischen dem ersten und zweiten Akt passiert. Wie auch immer: Der Premierenabend unter Dirigent Steven Sloane hinterließ einen Gesamteindruck, mit dem man gerne öfter ein Opernhaus verlassen würde. ■

■ Oper

The Bonesetter’s Daughter

Von Steward Wallace und Amy Tan

War Memorial Opera

House San Francisco

www.sfopera.com

★★★★☆



Die Geister, die sich selber riefen: Ruth (Zheng Cao) blickt trotz übersinnlicher Erscheinung (Qian Yi) eher düster. Foto: Terrence McCarthy

Ruhrtriennale: Wer hat Angst vorm nackten Mann?

Von Joachim Lange

■ Die offene ästhetische Form, die Grenzgängerei zwischen den Genres gehört zur Dramaturgie der Ruhrtriennale. Das ist in den geschichtsaufgeladenen Spielorten oft mit einer produktiven Verunsicherung verbunden. Im günstigsten Fall werden da unabgeholte Fragen vielleicht nicht beantwortet, aber doch auf ungewohnte Weise gestellt.

Wie im neuen Stück von Erfolgsautor Händl Klaus und Schauspielmusikkomponist Lars Wittershagen. Der „Held“ beim 39-jährigen Autor aus Tirol ist diesmal Manfred Horni. Ein pädophiler Musiklehrer, der vor Jahren seinen Job verloren hat, weil er sich seiner Schüler wohl zu sehr angenommen hat. Zwei Jahre jedenfalls war er weg vom Fenster, lebt nun in neuer Existenz. Mit Ehefrau Annelise. Als Makler.

Weil auf einem Schrottplatz gegenüber seiner Wohnung ein Kinderheim errichtet werden soll, blickt nun das Auge des Gesetzes in Gestalt eines Polizistenpaares nicht nur besonders scharf auf ihn, sondern zwingt ihn, da er nicht wegziehen will, in die Arena öffentlicher Überwachung, aus einem Pavillon des Privaten hinter rotem Samt in eine Manege, die für das Öffentliche, das Außen steht.

Doch dieses „Furcht und Zittern“ geht geradezu fröhlich und mit Pauken und



Schreckgespenst im Slapstick-Umfeld: Jochen Noch als Pädophiler. Foto: Declair

Trompeten, meist im schlichten Rhythmus und Kinderliederton in seiner Bühnenform unter. Sei es nun die Angst des Pädophilen vor sich selbst oder vor den Kindern. Oder sei es die Furcht der „Gesellschaft“ vor der realen (oder vermeintlichen) Gefahr. Die reicht von der Unsicherheit über das, was erlaubt ist, bis hin zur aggressiven Forderung nach der Todesstrafe oder einem öffentlichen Pranger wie in den USA oder in Großbritannien.

Das alles bleibt hier ausgeblendet und auf die Doppelbödigkeit sublimierender Kinderverse beschränkt. Was am Anfang noch so tut, als käme es mit der entlarvenden Verve einer Dreigroschenoper da-

her, entpuppt sich schnell als eine Art Zweigroschen-Comic. Das Pingpong der Worte zwischen Manfred und Anneliese Horni, zwischen den Slapstick-Polizisten Martin und Stephanie oder den Reinigungskräften mit Engelsflügeln Eberhard und Gerd, dieses Teilen der Sätze und Weiterreichen der Worte, liefert zwar eine Art Sound der Sprachlosigkeit. So einfach, wie es hier im stammelnden Umkreisen des Eigentlichen erscheint, ist das Tabuthema der Pädophilie dann aber doch nicht.

Harmlose Spielhaltung

Bei Sebastian Nübling ist Jürgen Noch als Horni zwar von Beginn an splitterfasernackt, aber doch nicht wirklich entblößt. Auch sonst kommt hier keiner, auch nicht die wie Zirkuspferde dressierten Kinder, wirklich über die skurrile, flott harmlose Spielhaltung hinaus. Am Ende dieser Koproduktion mit den Münchner Kammerspielen sind daher nicht einmal alle Fragen offen. Sie sind nicht einmal gestellt. ■

■ Theater

Furcht und Zittern

Singspiel von Händl Klaus und Lars Wittershagen

Sebastian Nübling (Regie)

Ruhrtriennale/Essen

www.ruhrtriennale.de

Wh.: 16. und 17. September

★★★☆☆

Im Wiener Konzerthaus machen die Vögel „zwitsch“

Von Christoph Irrgeher

■ Nicht nur das Jiddische hat Tücken. Auch Wienerisch kann gewohnungsbedürftig sein, jedenfalls für einen Amerikaner wie Klezmer-Klarinettist David Krakauer: Nachdem der am Sonntag aus der Summe aller Antworten darauf, wie Vögel in Wien so „machen“, den Terminus „Zwitsch“ destilliert hatte und in der Nummer „Tweet Tweet“ zu Ehren brachte, war die Heiterkeit im Saal groß.

Lachen war zu diesem Zeitpunkt auch willkommen. Kurz zuvor wurde hier, am zweiten Abend der allerersten Ausgabe des Saisonöffnungs-Festivals „Spot On“ im Wiener Kon-



Tanz der Elemente: Bassist Avishai Cohen. Foto: epa

zerthaus, immerhin kurz gemurrt: Krakauers Termin musste um 20 Minuten verschoben werden – um das Publikum aus dem Großen Saal abzuwarten, wo die Virtuosen des Kantorenkonzerts überzogen.

Aber was soll's: Dies war das einzige Stocken in einer Programm-Flut, die das Zwei-Tages-Festival über alle Säle goss. Jedes Jahr will es sich einer anderen Kultur weihen, am Wochenende wurde mit „Jiddischkeit“ begonnen. Und weil Intendant Bernhard Kerres, wie er sagt, Kulturen nicht als starre „Kästen“, sondern Flüsse auffasst, wurden allerlei Haupt- und Nebenarme beleuchtet: Die Klezmer-Musik ebenso wie orientalische Verandlungen, Kompositionen aus Theresienstadt genauso wie jazzige Folklore-Mischkulanzen.

Ekstatische Töne

Wobei für Letzteres auch Krakauer verantwortlich ist. Allein von einer E-Gitarre, Synthie-Kasterl und Klavier begleitet, zündete seine Sprengmischung aus grellem Klezmer-Kringel, zackigem Funk und HipHop nur leider seltener als in der Großbesetzung beim Jazzfestival Saalfelden 2007.

Und doch waren ekstatische Töne im prall gefüllten Konzerthaus nicht rar: in den Freistil-Improvisationen etwa, die der Israeli Yaron Herman in energischer Keith-Jarrett-Nachfolge ins Klavier stemmt – oder beim

Bassisten und Landsmann Avishai Cohen. Der leitet einen freien Tanz der Elemente, aus orientalen Skalen, bluesigem Tasten-Zugriff und jüdischen Melodien, unter denen das Schlagzeug wie ein Teilchenbeschleuniger wirkt.

Sublimierter Seelenlaut

Und auch die Psalme, wie sie US-Kantor Ben Zion Miller im Großen Saal in brennheiße Triller hüllt, stehen im Dienst der Intensität – die durch Hinzuziehung der Slowakischen Philharmonie nur sehr viel Schönklang-Grundierung erfährt.

Ein intimer Kontrapunkt? Das Tom Cohen Project bietet ihn mit arabischen Klangmustern, seidenfein ausgedehnt im Trio. Und freilich die Klezmer-Ikone Giora Feidman: Gerade in der Rücknahme, im sublimierten Seelenlaut der Klarinette bestreicht dieser 72-Jährige mit der ungebrochenen Vitalität. Dass er zuletzt die glückliche Koexistenz einer Völker-„Mischpoke“ wünscht – schöne Worte. Das bunt gemischte Publikum schien jedenfalls friedvoll beglückt. ■

■ Festival

Spot On: Jiddischkeit

Mit Giora Feidman, Avishai Cohen, Idan Raichel u. a.

Diverse Säle im Wiener Konzerthaus

www.konzerthaus.at

★★★★☆